

tigen Balletmeisterin, ebenso eigene Beobachtung. Man muß im Anfang mit kleinen Rollen zufrieden sein, Geduld üben und stets weiter streben. Eines Tages wird man erwachen und erkennen, daß man berühmt geworden ist.

Amerikanische Blitzheiraten

Trauerungen als Geschäft. — Droschkenkutscher als Zubringer. — Der nie abbrechende „Brautchor“. — Jewellere als Notare.

Von Günther Erlencbach.

„Trauerungen! Diskrete und schnelle Erledigung ohne große Formalitäten. Für drei Dollar in nur zwei Minuten! Brautmarriage, Schleier und lithographierte Urkunde extra. Trauzeugen umsonst. Tag und Nacht geöffnet.“

Es wird nicht mehr lange dauern, bis man derartige Plakate in einer großen Reihe amerikanischer Städte wird bewundern können. In wenigstens 80 Gemeinden hat man schon heute den Wunsch mancher jungen Paare, schnell und ohne große Umstände verheiratet zu werden, zum Gegenstand eines schwunghaften Geschäftsbetriebes gemacht. In jeder dieser Städte, die geradezu als „Heiratsmärkte“ bezeichnet werden, ist die Zahl der Eheschließungen mindestens doppelt so hoch wie im ganzen übrigen Teil des betreffenden Staates, wobei mehr als die Hälfte der Heiratslustigen von außerhalb des Staatsgebiets stammt. In einem dieser Heiratsmärkte mit nur 2000 Einwohnern finden Jahr für Jahr 4000 Eheschließungen statt. Die drei Geistlichen haben um allen unlauteren Wettbewerb auszuschalten, ein Uebereinommen getroffen, wonach die vereinbarten Traugebühren gleichmäßig unter die drei würdigen Herren verteilt werden, ohne Rücksicht auf die Zahl der von jedem vollzogenen Trauungen.

Die Plakate, wo Eheschließungen so leicht erfolgen, sind den interessierten Kreisen natürlich wohl bekannt. Im übrigen hilft, wo es nottut, eine geschickte Reklame nach. Die Eheschließung erfolgt in den Vereinigten Staaten entweder durch den Geistlichen oder den Friedensrichter. Ein Richter nun, von dem man weiß, daß er keine allzu neugierigen Fragen stellt, ist natürlich für derartige Schnellschüsse besonders beliebt. Um die Aufmerksamkeit der Heiratslustigen auf sich zu ziehen, macht er, wie jeder Geschäftsmann, Reklame. In den Straßenbahnwagen einer größeren Stadt Colorados hängen Plakate mit der Aufschrift: „Ehe! Halte Dich um vier Uhr bereit. Wir fahren nach Spicerville, wo Richter Wedlock uns zusammengeben wird.“ Und in einer anderen Stadt hatte der Friedensrichter sich Karten drucken lassen und verhandelt, auf denen zu lesen war: „Wenn ein junger Mann ein Mädchen liebt, so ist das seine Sache. Wenn eine Jungfrau einen Mann liebt, so ist dies ihre Sache. Wenn die beiden verheiratet werden wollen, so ist das meine Sache.“ Folgen Namen und genaue Adresse.

Der Friedensrichter pflegt häufig mit den Beamten des Bezirksgerichts, das die Heiratslizenzen ausstellt, zu vereinbaren, daß diese ihn benachrichtigen, sobald jemand eine solche Lizenz beantragt. Dann eilt der Herr Richter schleunigst hinüber, um sich die „Kunden“ zu sichern.

Geistliche und Friedensrichter arbeiten eifrig Hand in Hand. Wo das aber nicht der Fall ist, besteht häufig ein scharfer Konkurrenzkampf. In einem Orte in Nevada standen die Droschkenkutscher im Dienst der verschiedenen weltlichen und geistlichen Beamten. Sobald ein Paar auftauchte, das einigermassen so aussah, als ob es heiraten wollte, stürzte sich die ganze Schar auf die beiden, um sie für die jeweiligen Auftraggeber zu kapern. Mit der Zeit schlossen die Droschkenkutscher sich zu einem „Ring“ zusammen, der wieder mit den Bahnbeamten in Verbindung stand und sich rechtzeitig melden ließ, ob heiratsverdächtige Paare sich im Zuge befanden.

Die Geistlichen, die an solchen „Blitzheiraten“ mitwirken, sind meistens nicht mehr im Amt, jedenfalls nicht mehr im eigentlichen Kirchendienst tätig, was aber nicht hindert, daß sie Trauungen vollziehen dürfen. In einer Stadt des Westens hatte „Hochwürden“ an der Haustür ein Schild „Trauungen zwei Dollars“ befestigt. Er fand guten Zuspruch, und seine Sprechmaschine, die nur den „Brautchor“ aus „Hohegrün“ spielte — eine andere Platte befahl er wohl gar nicht —, kam überhaupt nicht zur Ruhe, so daß selbst der Herr

Erntedanklied

Du, in dessen Namen wir säen,
Hoffend auf den, der helfen muß.
Herr der Wälder, Felder und Fluren,
Laß dir danken mit frommem Gruß.

Du, in dessen Namen wir ernten,
Der du segnend mehrtest der Not,
Unsere Stürme neigen sich betend,
Weil dein Wille die Fülle gebot.

Clara Schelper.

Friedensrichter im benachbarten Gerichtsbauwerk sich beschwerte.

In Toronto in Kanada konnte bis vor kurzem jeder öffentliche Notar Heiratslizenzen ausstellen. Bei der angelegenen Stellung derselben hatte niemand etwas dagegen, einzugehen, bis sich herausstellte, daß fast jeder Juwelier der Stadt „im Nebengeschäft“ Notar war. Einige gaben bei Einkauf eines Paares Trauzeugen die Heiratslizenzen gratis zu! In welchem Tempo es bei solchen „Blitzheiraten“ zugeht, zeigt folgender Fall: Ein Friedensrichter wurde eines Abends spät von einem jungen Manne telefonisch gebeten, gegen gute Bezahlung in aller Eile noch eine Trauung vorzunehmen. Bald darauf traf das Paar ein, der Richter ging mit ihm zu dem inzwischen benachrichtigten Gerichtsbeamten zwecks Ausstellung der Heiratslizenzen, die der Jüngling auch ohne weiteres erhielt, nachdem er beschworen hatte, 21 Jahre alt zu sein. Der Friedensrichter vollzog darauf die Trauung und hat dann um die ihm für „Uebereinbarung“ zustehenden zehn Dollar. Der noch der neugebackene Ehemann verfügte nur über anderthalb Dollar. Der mit Recht in seinen heiligsten Gefühlen gekränkte Richter machte natürlich mächtigen Krach, und dem Jungvermählten wäre es wohl schlecht ergangen, wenn nicht noch gerade rechtzeitig, und doch zu spät, sein Vater auf der Bildfläche erschienen wäre und seinen Sprößling ausgelöst hätte. Dabei stellte sich dann heraus, daß dieser gerade — 17 Jahre alt geworden war. In manchen Staaten hat man die Nachteile, die eine derart leichte Eheschließungsmöglichkeit im Gefolge hat, erkannt, und bekämpft sie durch Bestimmungen wie etwa die, daß zwischen Ausstellung der Heiratslizenzen und der Trauung eine Frist von wenigstens fünf Tagen liegen muß. Damit entfällt das Hauptmittel, die Schnelligkeit. Man sollte es aber nicht für möglich halten, daß solch hinterwäldlerische Zustände, wie oben geschildert, noch heute in nicht weniger als 20 Staaten der Union bestehen.

Was kostet eine Frau?

In China: 99 Enteneier und ein Topf Quark. — Kinderpest und Geburtenrückgang. — Die Somali kaufen die Frau schon vor ihrer Geburt.

Von Günther Erlencbach.

Der junge Mann, der seiner Zukünftigen nach erhaltenem Jawort den Verlobungsring an den zierlichen Finger steckt, ohnt wohl in den wenigsten Fällen, daß der dünne Goldreif ein Symbol darstellt für den Preis, den in früheren Zeiten für die Zukünftige zu zahlen war. Während heute der Schwiegervater für die Mitgift der Tochter oft tief in die Tasche greifen muß, war es ehemals in zahlreichen Ländern allgemein gebräuchlich, daß der Mann seine Frau regelrecht kaufte. Die Sitten sind sich in verschiedener Form auch heute noch bei zahlreichen unvollständigen Völkern.

Sehr gebräuchlich war und ist die Entlohnung dieses Brautgeldes in Gestalt von Vieh. Bei den nordamerikanischen Indianern sind es meistens Pferde, bei vielen afrikanischen Stämmen Kinder oder Ziegen. Daneben zählt man auch Leopardenfelle, Hum oder Tabak. In den ärmeren Kreisen einzelner chinesischer Provinzen gibt man Nahrungsmittel, wie Reis. Reichlich umständlich ist die Beschaffung einer Frau in Sakka im südlichen China. Die Verhandlungen werden durch einen Vermittler eingeleitet, der im Hause des zukünftigen Schwiegeraters erscheint und zwei bis acht Dollar in bar sowie einige Vögel- und Axtkranichschnecken als Brautgeschenke überbringt. Bald darauf erfolgt die Zeremonie der „Ueberrei-

chung der kleinen Geschenke“, bestehend aus zwei Hühnern, zwei Krügen Wein, 20 bis 30 Pfund Schweinefleisch, einem Duzend gefälschter Fische und etwa zehn Dollar in bar. Ein längerer Zeitraum verstreicht. Dann erscheint wieder der Vermittler zur „Ueberreichung der großen Geschenke“. Es sind dies je nach den Verhältnissen des Bräutigams und seiner Einschätzung der Braut acht bis hundert Dollar bar, ein gehackter Schweinekopf, ein großer Schweinebraten und ein gebratener Hahn, was alles den Ahnen des Mädchens geopfert werden soll, aber fast stets von dem Herrn Schwiegerpapa höchstselbst verzehrt wird. Dazu treten je ein paar große und kleine Krüge, zwei Stück Räucherstäbchen, vier umfangreiche Krüge Wein, vier bis acht lebende Hühner, zwei Gänse, 99 Enteneier, ein Topf Quarkkäse und andere Lebensmittel. Nach Ablieferung dieser Schätze zieht der endgültigen Eheschließung nichts weiter im Wege. Der glückliche Vater mehrerer hübscher Töchter kann jedenfalls geraume Zeit allein von diesen Brautgeschenken ganz anständig leben. Sehr schwankend ist der Preis für eine Frau bei den südafrikanischen Zulus, bei denen er gewöhnlich in Kindern erlegt wird. Für ein hübsches Mädchen zahlt man einmal drei Kühe, wenige Monate später vielleicht schon acht. Als bei den Karanjoa einfindet die Kinderpest wütete, machte sich der Ausfall im Kinderbestand sofort im Rückgang der Eheschließungen und der Geburten bemerkbar. Die Janti an der Goldküste zahlen nicht mit Vieh, sie können bereits für zwei Fälschen Brautgeldschnecken zu einer Frau kommen. Die Reichen unter ihnen geben gewöhnlich noch eine Geldsumme, bis zwei Unzen Gold, dazu.

Bei den Somali kann man sich schon eine Frau kaufen, bevor diese überhaupt geboren ist, indem man mit ihrem zukünftigen Vater einen entsprechenden Kaufvertrag abschließt. Dazu genügt die Ueberlieferung eines Pferdes oder einiger Haushaltungsgegenstände, nehmen die Eltern an, so ist der Vertrag bindend. Regelmäßige Heiratsmärkte hielt man noch vor etwa einem Jahrhundert in Kustland ab. Von der Mutter oder einer Tante begleitet, erschienen die heiratslustigen jungen Mädchen in ihrem Sonntagstaat am Himmelfahrtstage an einem bestimmten Platze, wohin auch die jungen Männer kamen, um unter den Schönen ihre Wahl zu treffen. Als besonderen Ritter pflegten diese ein halbes Duzend silberner Fingerringe oder andere Wertgegenstände aus dem Haushalt in der Hand zu halten. Sollte der unternehmungslustige Jüngling sich entscheiden, so ging er zu der Mutter der Auserwählten, legte kurz seine wirtschaftlichen Verhältnisse dar und machte sein Angebot hinsichtlich des von ihm zu zahlenden Preises. Eine Entscheidung wurde nicht gleich getroffen, da dasselbe Mädchen ja noch mehrere Angebote erhalten konnte. Abends trat dann der Familienrat zusammen, um die einzelnen „Offerten“ gegeneinander ab, und gewöhnlich erhielt der Meistbietende den „Zuschlag“. Wohlige Sitten sollten sich noch heute in einzelnen Teilen Sibiriens erhalten haben.

Selbst das moderne Europa kennt die Sitten des Frauenkaufs, und zwar herrscht sie noch bei einzelnen Zigeunerstämmen. So kam es erst kürzlich in Rumänien zu einem Zwist zwischen zwei Gruppen dieser Nomaden, weil der „König“ des einen Stammes für seine Auserwählte nur 10 000 Mark zahlen, ihr Vater sie nicht unter 12 000 ablassen wollte. Da keiner nachgab, zerbrach sich der Handel, und die braune Schöne blieb einstweilen sitzen. In einem Falle erhielt der Vater eines Mädchens für seine Tochter rund 18 000 Mark, kurz darauf für die Schwester dagegen nur ganze 18 Mark und einen — Krugknopf!

Zahnziehen soll der stärkste Schmerz sein, den der menschliche Körper aushalten muß. Das Zerreißen der Wurzelnerve des Zahnes verursacht eine Qual, die niemand länger als zwei Sekunden erdulden kann. Während tiefe und gefährliche Wunden oft nur einen dumpfen, unbestimmten Schmerz hervorrufen, kann die kleinste Verletzung der Haut sehr wehtun. Die Fingerringe und die Zungenringe sind die empfindlichsten Teile der menschlichen Haut. Die Hornhaut des Auges ist ebenfalls außerordentlich empfindlich, deshalb verursacht der kleinste Fremdkörper, der unter das Augenlid gerät, so große Qual. Von Krankheiten sind drei zu nennen, die am meisten wehtun: Zahnschmerz, Ohrenschmerz und eine gewisse Art von Neuralgie.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: Dr. E. Sankt Jago.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 32

Altena, den 24. September

1929

Die Frau von morgen

Der Mißbrauch der neuen Freiheit. — Zukünftige Beziehung zwischen den Geschlechtern.

Von Victor Margueritte.

Vorbemerkung der Schriftleitung: Nicht um in allen Teilen seiner Meinung beizupflichten, sondern um seinen Standpunkt der Öffentlichkeit zu unterbreiten, bieten wir nachstehende Äußerungen des berühmten französischen Schriftstellers.

Die Welt betrachtet den immer ausgeprägteren Kampf der Frau um die Zukunft als eine Art revolutionärer Bewegung, als einen willkürlichen Trieb am Rande des sozialen Fortschritts. Der Wunsch, sich von der Herrschaft des Mannes frei zu machen, ist der Frau seit Urzeiten angeboren. Vereinzelte Symptome eines derartigen Bestrebens sind von Zeit zu Zeit beobachtet worden, doch eine zielbewußte Bewegung in dieser Hinsicht ist erst seit der französischen Revolution mit ihrem allgemeinen Drang nach größerer Freiheit feststellbar.

Wiewohl in noch stärkerer Maße als auf ideale Gründe ist die moderne Frau-Vereinigung auf den Sieg der Maschine zurückzuführen. Dieser hatte eine machende Heranziehung weiblicher Arbeitskraft zur Folge und machte sie in mancher Hinsicht der männlichen gleichwertig. Während des Krieges vollzog sich diese Entwicklung in immer härteren Maße, und heute hat sie einen Zustand geschaffen, der nicht mehr übersehen werden kann. Ebenso wenig ist eine Rückkehr zu früheren Arbeitsbedingungen möglich. Als die Männer aus dem Kriege heimkehrten und ihre alten Plätze in Werkstätten und Büros einnehmen wollten, erkannten sie, daß eine Verringerung eingetreten war und daß die Frauen nicht gewillt waren, sich in ihre alte soziale Stellung zurückzuziehen zu lassen.

Die Verrückung der Forderungen der Frauen ist besonders in nördlichen Ländern anerkannt worden. Wir Angehörige romanischer Völker sind noch nicht soweit vorgeschritten. Obwohl auch unsere Frauen schon vor dem Kriege ihre Pflichten taten und in dieser fürstlichen Zeit ebenso hart arbeiteten wie ihre Schwestern in anderen Ländern, so vertragen doch unsere Männer bei ihrer Rückkehr von der Front nur zu rasch alle Aufopferung, allen Fleiß und alle Uneigennützigkeit des anderen Geschlechts. Doch auch die Frauen romanischer Völker hatten von der Freiheit und Unabhängigkeit gekostet; sie wußten aber noch nicht, was sie mit diesen Errungenschaften beginnen sollten, und es fehlte ihnen an verantwortungsbewußter Führung.

Das Ergebnis dieses passiven Widerstandes der Frau war die „Junggeßellin“, die von ihrer Freiheit falschen Gebrauch macht und sich, weil sie in ihr keine Befriedigung findet, für verpflichtet hält, wieder zu einer bürgerlichen Existenz zurückzukehren. Diese Art Frauen, die ich in meinem Buche „Die Junggeßellin“ geschildert habe, wurde von einem gewissen Gefühl der Verbitterung und Widerpenstigkeit dazu getrieben, sich mit allen möglichen Dingen abzugeben und sich in Sensationen zu stürzen, die sie bisher nicht kannte. Natürlich mußte sie Gezeffe begeben, doch diese waren lediglich die Reaktion nach einer langen Zeit der Knechtschaft. Die neue Freiheit flog der Frau in den Kopf. Dieser weibliche Nachkriegstyp (wegen seiner Beschreibung bin ich häufig angegriffen und aus der Riste der Ehrengeligion gestrichen worden) ist noch heute in Paris zu finden, doch hat er Veränderungen durchgemacht und ist längst nicht mehr so ausgeprägt wie früher.

Die „Junggeßellin“ war nur eine Uebergangsform des modernen Frauentyps. Letzterer entwickelt sich ruhig weiter, und wir dürfen davon nicht entsetzt sein. Noch viel erzieherische Arbeit ist erforderlich, um diesen Typ vollständig auszubilden, aber wir nähern uns mit ruhiger Bestimmtheit seiner Verwirklichung.

Wenn wir erst in der Schule über die Beziehungen zwischen Mann und Frau ebenso aufgeklärt werden wie über die Gesehe, die das Leben der Pflanzen bestimmen, wenn die Auslegung der Vorgänge des sexuellen Lebens einen Teil des Lehrplans für unsere Jugend bilden wird, so daß diese nicht mehr falsche Anschauungen von Dingen gewinnt, von denen sie nur im Geheimen etwas erfährt, wenn die Rechte des Mannes und der Frau nicht mehr durch starre Dogmen, sondern durch Gesehe bestimmt werden, die von Aufrichtigkeit und Verständnis für Liebe diktiert sind, so wird die Ehe nicht mehr ein Gefängnis, sondern die wahre Verbindung zwischen zwei Liebenden sein. Der eine Vertragsteil ist dann nicht mehr in der Lage, dem anderen das Leben zu verbittern und ihn noch weiterhin durch die Fesseln des Rechts an sich zu ketten. Die Scheidung wird dann auf Antrag des einen Teiles allein möglich sein, und der Staat sorgt dafür, daß die uneheliche Mutter nicht die Leiden zu ertragen hat, denen sie heute ausgeht.

Dann erst kann der wahre Typ der modernen Frau sich entwickeln und blühen. Er wird frank und frei, offen und ehrbar, ein menschliches Wesen gleich dem Manne, mit größeren oder geringeren Fähigkeiten und vielleicht besser, vielleicht auch schlechter, als der entsprechende männliche Typ, aber auf jeden Fall dem Manne gleichgestellt sein. Das ist kein Hingeklopser. Ich weiß das aus Erfahrungen innerhalb meiner eigenen Familie. Ich kann einen Fall anführen, der drei Generationen umfaßt. Die Großmutter heiratete unglücklich und wirkte die Scheidung; die Mutter verlor ihren Mann frühzeitig durch den Tod. Diese beiden Frauen fanden nun eine Geringfügigkeit darin, ihre Großtöchter und Töchter so zu erziehen, daß diese aus ihren Lebenserfahrungen einen Nutzen ziehen sollte. So ist das Mädchen heute gegen die Anfechtungen gefeit, die ihre Großmutter und Mutter noch anfallen konnten. Es geht mit offenen Augen mutig und optimistisch seinen Weg und ist bereit, mit dem Leben um sein Glück zu kämpfen. Dieses Mädchen stellt den Prototyp der Frau der Zukunft dar, die unabhängig, charakterfest und bestimmt glücklicher sein wird als ihre Mütter es waren.

Die Gegner der Bewegung behaupten, die Frau benutze ihre Freiheit nur, um den Mann nachzuahmen. Diese Nachahmung ist aber nur ein Uebergangssymptom, die ganz natürliche Rückwirkung des Umstandes, daß sich die Frau ohne genügende Vorbereitung, vor feindlichen Elementen umgeben und freiheitsungrig in den Wirbel des Lebens gestürzt hat. Die Frau von morgen wird nicht mehr das sein, was wir den männlichen Typ nennen, sondern der Partner ihres Mannes, gleichberechtigt mit ihm, wenn auch verchieden geartet, ihres eigenen Wertes und der Wege zu seiner Steigerung wohl bewußt. Sie wird aber auch Frau sein, noch Kinder haben wie ihre Schwestern bisher, aber den Vater ihrer Kinder selbst wählen und sich hierbei nicht durch materiellen oder sozialen Druck von irgendeiner Seite beeinflussen lassen. Sie wird lieben wollen und die Frucht dieser Liebe höher einschätzen als die Frau, deren Kinder gegen ihren Willen und von einem Vater geboren wurden, den sie nicht liebt und der ihr nur aus sozialen oder familiären Rücksichten aufgedrängt wurde.

Die Gesellschaft, in der diese Frau von morgen dann lebt, wird niemals von solchen Eltern Kinder verlangen, die unfähig zu de-

ren Erziehung sind. Für die Kinder derartiger Eltern wird der Staat sorgen. Diejenigen, die glauben, Kinder dürften nur von ihren Eltern erzogen werden, sollten bedenken, daß manches Heim der ungeeignete Platz ist, um ein Kind zu erziehen. Wie viele Eltern sind doch dieses Vorzuges unwürdig! Natürlich wird das neue System Kinder, die glücklich genug sind, zu ihrer Erziehung fähige Eltern zu besitzen, nicht in Mitleidenhaft ziehen. Der soziale Staat von morgen trachtet auch danach, die Sünde auszumergen, damit die unehelichen Mütter nicht mehr gezwungen sind, ihre Kinder zu verheimlichen, um der Schande und der Verurteilung zu entgehen.

Die Frau von morgen wird nicht um ihrer Existenz willen an einen Mann gebunden, sondern unabhängig und glücklich sein mit dem Gatten ihrer Wahl, weil sie nicht durch ein totes Gesehe, sondern durch gegenseitige Zuneigung mit ihm verknüpft ist, ihn liebt und achtet.

Alles, was ich gesagt habe, beruht nicht auf reiner Phantasie, sondern auf Erfahrung. Meine eigene Lebensgefährtin stellt eine Vertreterin dieser modernen Frau dar. Sie ist in ihren Handlungen und Gefühlen frei und unabhängig. Sie wählte die Beschäftigung, die ihr am meisten zusagte. Sie ist selbst Schriftstellerin, aber zwischen uns steht kein beruflicher Neid. Hier haben wir den Beweis dafür, daß es diesen Typ der freien und unabhängigen Frau schon unter uns gibt. Wie lange wird es dauern, bis er sich voll entwickelt hat und allgemein geworden ist? Niemand kann das sagen. Es mag noch Jahre, noch Jahrhunderte währen, doch das Ergebnis ist heute schon gesichert. Je mehr wir uns der Verallgemeinerung dieses Frauentypes nähern, um so weniger Plage und Heuchelei wird auf Erden sein.

Hats nie gereut?

Jung gefreit, hat nie gereut — sagt ein altes Sprichwort! Stimmt das? Hat es nie gereut? Wenn wir ehrlich sind, so ist eine allzufrühe Ehe immer von Übel. Auf das Wohlbedenken von Körper und Geist wirkt eine allzu früh geschlossene Heirat sehr ungünstig ein, und es ist ein Verbrechen der Mütter, ihren jungen Töchtern noch zur Ehe zuzureden, sobald nur ein heiratsfähiger Mann auf der Bildfläche erscheint.

Bei einer sehr jungen Frau — wir verfallen darunter weibliche Ehepartner unter zwanzig Jahren — erwirkt die vorzeitige Heirat meistens Neurosit, Blutarmut und vorzeitiges Verblühen.

Die Eltern machen sich das immer noch nicht genug klar, daß so ein junges Ding, das bisher behütet und umgürtet wurde, plötzlich selbst so viel zu sorgen hat. Denn nicht nur für sich selbst hat die junge Ehefrau zu denken! — Den wenigsten Ehemännern bleibt im heutigen Existenzkampf Zeit und Lust, ein kleines Fräulein zu hüten und zu betreuen, — sie erwarten alle, daß diese junge Ehefrau erst mal für sich selbst sorgt, dann verlangt aber auch der Herr Gemahl seine Ordnung und Pflege, sein Essen pünktlich auf den Tisch, seine äußere und geistliche Wäsche, seine Unterhaltung, Rücksicht auf seine Gesundheit und seine Stimmung. Dazu kommt bald Unpäßlichkeit im Verlaufe der jungen Frau, die demnach recht bald Mutterfreuden entgegenzusehen und nun selbst schonungsbedürftig ist. Ist das erwünschte Kindchen da, gibt's für die junge Mama doppelt zu tun. Das Kind braucht seine Wartung und Pflege, der Gatte will noch wie vor eine liebevolle und für ihn besorgte Frau, und das junge, kaum den Kinderstube untermachene Ge-

Kühlere Tage

Skizze von Wilhelmine Baltinester

Jetzt sind die kühleren Tage da. Es herb-
teilt. Das Hotel wird leer, Wandervogel-
schwärme ziehen unter mattgrauem Himmel,
die Portionen werden kleiner, die Liebesle-
teller, die dienbaren Geister aufmerksamer.
Alexandra und Faber gehen nicht mehr in
den Wald; denn im Walde frißt man. Sie
gehen über die Dorfstraße, rasch und mit etwas
bläulichen Gesichtern, denen man das Frieren
anmerkt; denn schon weht es kalt von den Ber-
gen, und die Sonne ist wie ein Antlitz ohne
Blut. Alexandra weiß, daß ihr die „Geschie-
dene Frau“ sehr gut steht, auch wenn das We-
ter schlecht ist und ihre Haut etwas bläulich an-
läuft. Zumeist sitzen sie in der geheizten
Salle und spielen Karten. Und einmal beginnt
Alexandra mitten im Spiele darüber nachzu-
denken, wie sie in der Stadt wird leben kön-
nen, ohne tägliches Beisammensein mit Faber,
ohne die beruhigende Annehmlichkeit einer
greifbaren Heiratsaussicht. Denn heiraten will
sie, da sie aus eigenem Verschulden geschieden
wurde und keinen Unterhalt bekommt. Diese
dumme Herbststimmung! Energisch macht sie
sich aus den schwarzen Krallen der Niederge-
schlagenheit los; sie sieht nicht ein, warum es
nicht immer so bleiben könnte, wie es in die-
sem Sommerwochen war. Sie wird ihn heira-
ten. Er hat ein hohes Einkommen, einen Erb-
onkel, gepflegte Fingerringe, Charakter, ein
angenehmes Gesicht, keine zu auffällige
Klugheit; er ist etwa fide, aber eine gute Par-
tie. Diese herbstliche Stimmungsart ist
ihm auf die Nerven. Wenn er sich einbildet,
daß er als ihr Mann auch so viel wird schrei-
gen dürfen, dann irrt er sich gewaltig! Sie
spricht jetzt lauter, ihr Vachen wird geräusch-
voller, sie will eine laubende Stille überhören,
und es ist, als wolle sie sich eine ermüdende
Wartzeit verkürzen. Worauf wartet sie? Auf
das bindende Wort. Bist du nicht genug
beweise, daß es ihm ernst ist? Während seines
ganzen Aufenthaltes hat er sich keiner anderen
Dame gewidmet; er ist aufmerksam, artig,
spricht in jenem leichten Tone, den sich der
Mann von heute der Frau von heute gegen-
über so gern erlaubt. Er behandelt sie wie ein
Mann seine zukünftige Frau, also mit größter
Achtung. Man sieht, daß er lebhaft bemüht ist,
sich ins allerbeste Licht zu setzen. Die Sache hat
auch nicht den Eintagsfliegenglanz einer flüch-
tigen Sommerbekanntschaft; denn Alexandra
kennt Faber von der Stadt her. Hier drau-
ßen haben sie sich zufällig getroffen; und Zu-
fälle sind die Strickleitern des Schicksals, die
aus zwei Unmöglichkeiten eine Möglichkeit
machen. Nur Ungeschickte verstehen es nicht,

sich dieser wippenden Gelegenheiten zu bedie-
nen. Sie weiß, wer er ist; auch ihre Familie
kennt ihn, ihre Mutter, ihr Bruder, ihre
Schwester. Kolisch ist er kein Fremder. Nein,
es liegt bestimmt keine Sommerliebelei vor.
Vieles! Eigentlich ist er zurückhaltender, als
er sein müßte. Wie wagt er es, außerhalb der
Begrüßung ihre Hand zu ergreifen, zu halten,
zu küssen. Wie ein Blick, der einem mit wei-
cher Krone die Seele aufwühlen will und den
man schmelzend erwidern könnte, obwohl man
dabei nicht einen Augenblick lang zu beobach-
ten vergißt, ob er dem Kellner ein angemessenes
oder ein Geld verratesendes Trinkgeld gibt.
Und dennoch, ihr Verweis ist das ständige
Lächeln vom Morgen bis zum Abend. Kein
Zweifel, er benimmt sich tadellos, und das ver-
dient Achtung. Aber hinter dieser Stille muß
Sturm sein. Vielleicht ist er insofern ein we-
nig herrlich. Na, schön! Damit wird sie auch
fertig werden. Ihr erster Mann ist ja auch ge-
bändig worden, und wenn der Efel nicht
einen so gerissenen Anwalt gehabt hätte, wür-
de der Unterhalt der Notwendigkeit über-
heben, diesen jungen Mann hier mit so viel
Aufwand zu hören. Sie atmet tief.
„O! Sie langweilen sich“, sagt Faber betren-
nen, denn auch er hat jetzt eine Weile lang ver-
sinnend durchs Fenster hinausgeträumt.
„Ich langweile mich nicht. Ich träume. Und
ich glaube, wir träumen dasselbe.“
„Dasselbe?“ Er sieht sie unsicher an.
„Ja, mitunter kann ich Gedanken lesen“,
lächelt sie jählich.
Der Kellner kommt mit dem Mokka und
unterbricht das Gespräch.
Am nächsten Tage treten sie gemeinsam die
Heimreise an. Alexandra bemerkt mit inni-
gem Vergnügen, daß Faber alles aufbietet, um
das Abteil von Mitreisenden frei zu halten.
Und es gelingt ihm. Also, jetzt wird die große
Erklärung kommen! Sie lehnt sich wohligh
zurück, gibt sich dem leisen Mitteln des Zuges
hin, wartet; sie wünscht den Eindruck der
Süß-Erregten zu erneuern. Wie verlegen die
große, breitkühnige Mensch sein kann!
Eigentlich ist es hübsch, einen Mann einmal
verlegen zu sehen. Wenn er da sitzt und nicht
recht weiß, wozu mit seinen Händen und mit
seinen Blicken, wenn er mal nicht durchaus
„männlich“ und nicht so übertrieben sicher ist,
dann er zögert, ob er nach der Zeitung greifen
soll oder nach den — entgegenkommenderweise
— ihm gegenüber auf dem Klappstuhl liegenden
Händen einer wartenden Frau. Ganz lieb
sieht er so aus. Sie möchte seinen Kopf an ihr

Sitz ziehen und flüstern: „Du dummer, dum-
mer Bubi!“ Nur keine Zärtlichkeit ermahnt
sie sich. Zuletzt vergißt er dann noch, ihm zu
sagen, daß er dir das Wirtschaftsgeld unauf-
gefordert zu geben hat! Sie lehnt den Kopf
zurück und blinzelt hinter halbgeschlossenen
Lidern. Wenn er nur endlich reden wollte!
Ihre Augen belauern ihn unentwegt. Der Zug
gleitet immer tiefer in städtisch gefärbte Land-
schaft hinein. Weit weg sind die sterbenden
Wälder und die von bräunlicher Herbstfärbung
umschatteten Wiesen. Man muß etwas reden,
entschieden.
„Die Stadt ist so häßlich“, fängt sie an, „man
ist auf der ewigen Sehnsucht und kann einander
so selten treffen, nicht?“
Er nickt stumm.
Wahrscheinlich ist seine Stimme jetzt ganz
unsicher, denkt sie. Also muß sie reden. Einmal
Stimmungswortes vielleicht. Ueber die Stadt,
der man sich jetzt nähert. „Wir leben in der
Stadt und wissen nichts von Erde“, leerte sie.
„Wir haben für Erde keine bekommen. Wir
erleben dort keinen Frühling; die Makäfer,
die wir sehen, liegen in Schaufenstern und sind
aus Schokolade. Der Sommer behandelt uns
wie Märtyrer, die man auf glühende Steine
wirft. Der Herbst heißt für uns Schnupfen-
fieber. Und den Schnee des Winters bekom-
men wir nur als Fäden zu Gesicht.“ „Das
hat sie vor mehr als zehn Jahren in ihr Tage-
buch geschrieben. Heute stimmt es nicht mehr
ganz mit ihrer Meinung überein, denn heute
findet sie, daß jede Saison auch in der
Stadt — ihre Schönheit und ihre neuen Hüte
hat.
Er nickt. In seinen Augen ist eine schmel-
zende Ergriffenheit.
Sie fährt fort: „Ich hasse diese kühleren
Tage, die jetzt über uns hereingebrochen sind.
Aber, nicht wahr, die innere Wärme kann alles
durchleuchten?“
„Sie haben recht, gnädige Frau. Wie recht
haben Sie! Immer schon habe ich Ihre große
Güte, Ihre herrliche innere Wärme bewun-
dert. Daher wage ich es auch, endlich zu sagen,
was ich seit Wochen mit mir herumtrage.“
„Sagen Sie es“, flüstert sie mit stockendem
Atem, ohne den schmalen Spalt der gekenn-
ten Lider zu erweitern.
Er faßt ihre Hand und behält sie bittend in
der seinen. „Liebe, liebe gnädige Frau! Wenn
Sie jetzt nach Hause kommen, dann vergessen
Sie mich nicht! Dann legen Sie bitte bei
Ihrem Fräulein Schwester ein gutes Wort für
mich ein!“

schöpfen von Ehefrau brauchte doch selbst noch
Fürsorge und Beachtung!
Die durch Überanstrengung des weiblichen
Körpers erfolgte körperliche Behinderung der
Frau wirkt sich natürlich auch wirtschaftlich
aus, und die anfangs vielleicht günstig aus-
sichenden Verhältnisse der jungen Ehegatten
werden durch Inanspruchnahme einer Pflegerin
und des Arztes verschlechtert. Aus einem son-
nigen frischen Mädel wird so sehr häufig recht
tief ein verblühtes zusammengekauertes Ge-
schöpfchen, das seinen Pflichten als Ehefrau
keineswegs nachkommen kann. Unglückliche
Ehejahre wenn nicht gar Scheidung sind die
Folge.
Zu diesen körperlichen Mifßlichkeiten kom-
men aber auch noch seelische Enttäuschungen.
Ein gar zu junges Mädchen geht mit Erwar-
tungen in die Ehe, die kein Gott, viel weniger
ein Ehemann von heute erfüllen kann! Sie
will sich pugen, tändeln, ausgehen, nach wie
vor Eroberungen machen, sie will eine Rolle
spielen im Leben anderer Männer, wie sie das
vielleicht als Mädchen gewohnt war. Bei den
Eltern fand gemeinhin jede Raune Tadel und
jede Leistung Achtung, der Gatte hingegen
findet ihre Pflichten Erfüllung im Haushalt selbst-
verständlich, und Frauen sind ihm bei seiner
angestammten Tätigkeit im Beruf ein Grauel.
Und das junge Ding ahnt noch gar nichts von
Einstellung zum Leben, es weiß wenig von
Dasein, wenig von den Ansprüchen der Männer
und den Anforderungen der Ehe. Es ist ent-
täuscht, unglücklich, verärgert, — ihm fehlt eben
die unbedingt erforderliche Reife der Lebens-
anschauung, die in einigen Jahren von selbst
gekommen wäre, jetzt aber bei allen Forderungen,
die das Leben stellt, so schmerzhaft vermisst
wird. —
Jung getraut hat nicht immer gereut — aber
oft, sehr oft wäre manche Ehe glücklicher ge-
worden, wenn sie ein paar Jahre später ge-
schlossen worden wäre, und wir hätten weniger
Scheidungen und wieder mehr Freude an Kin-

derlegen. Die Geburt und die Erziehung von
Kindern beansprucht gesunde junge Frauenkraft;
deshalb sollten die Eltern bedenken, daß sie
ihre Kinder nur den Freuden und Gefahren der
Ehe aussetzen dürfen, wenn es kräftig und ge-
sund herangeblüht und seine geistige und kör-
perliche Entwicklung vollendet ist.
Clara v. Wedellstaedt.
Die Küche als Fabrikbetrieb
Rationalisierte Hauswirtschaft.
Von L. E. Popper, Berlin.
Die Durchschnittshausfrau, mag sie sich auch
für noch so modern halten, ist in Wirklichkeit
der Inbegriff alles Konservationen. Und das
ist nun gerade kein Wunder; denn nirgendes
herrscht die Tradition so unbeschränkt wie in
der Küche. Die Kochkunst selbst ist ja auf
mündliche und schriftliche Ueberlieferung ge-
gründet: Methoden, Rezepte, ja sogar die ein-
zelnen Handgriffe werden als wertvolles Ver-
mächtnis von Generation zu Generation wei-
tergegeben. Töpfe und Pfannen, Kochlöffel
und Siebe haben ihre Form seit Menschengedenken
nicht verändert; und allein in der
Küche hat bisher die Handarbeit der Mechanik
erfolgreichen Widerstand geleistet. Die
Gewohnheit, die Tradition, die falsch ange-
wandte Sparlichkeit, und das aus Unkenntnis
entstandene Mißtrauen gegenüber technischen
Apparaten bilden die feste Mauer, die die
Hausfrau von dem an der Küchentür vorbeis-
türmenden Fortschritt schied.
In letzter Zeit ist es der Elektrotechnik ge-
lungen, eine Brücke in diese Mauer zu legen.
Im Elektromotor ist der Hausfrau ein mächtiger
Freund und Helfer erstanden, der sich schon
heute unentbehrlich gemacht hat, und der ihre
neuen Zeinzel ihrer endlosen Arbeit abnehmen
und ihr vollauf Zeit geben würde, sich ohne

Bernachlässigung ihrer Pflichten im Heim,
dem Sport, den Büchern, der Kunst, kurz, an-
deren Interessen zu widmen — wenn sie es
verstehen würde, ihn richtig auszunutzen.
Gewiß bedeutet eine aus der Steckdose be-
triebene Waschmaschine oder ein Fleischwolf
mit Elektromotor bereits eine ungeheure Ar-
beitsvereinfachung. Aber mit dem Kauf und
der Aufstellung einiger solcher Apparate ist es
noch nicht getan, umso mehr, als nur ein
Luxushaushalt es sich leisten könnte, sämtliche
Küchengeräte mit Motoren zu versehen. Die
wirkliche Erlösung der geplagten Hausfrau
kann erst die rationelle Ausnutzung der billi-
gen elektrischen Triebkraft bringen — die rich-
tige Organisation der Küche.
Es scheint nachgerade, als ob die Fähigkeit
zu organisieren eine ausschließlich männliche
Eigenschaft wäre; denn mit der Küchenorgani-
sation war es von jeher schlecht bestellt. Oft
stehen wahllos die Geräte umher, noch wahl-
loser sind Möbel und Behälter angeordnet, und
während die Hausfrau durch mühsames Re-
chnen und wohlbedachte Kochkunst zehn Pfennige
spart, verschwendet sie den hundertfachen Wert
an Energie mit überflüssigen, unnötigen Be-
wegen von Hand zu Fuß und von Schrank zu
Wandbrett. Und legt so, wie eine amerikani-
sche Zeitchrift kürzlich errechnete, jährlich eine
Distanz zurück, die zweieinhalb Mal so lang
ist wie der Äquator der Erde.
Was ist nun eine Küche? Letztes Endes nichts
anderes als eine Werkstatt, ein Fabrikbetrieb,
in dem aus Rohstoffen Nahrung hergestellt
wird, genau wie in einem Metallwerk Röhren
oder Schrauben aus Messing und Stahl ver-
fertigt werden. Nur daß in der Werkstatt, ob
groß oder klein, jede Maschine entsprechend
ihrer rationellsten Verwendung aufgestellt ist,
daß ein Elektromotor durch Transmissionsen
eine ganze Reihe von Apparaten betreibt, daß
das berühmte „Laufende Band“ Energiever-
wendung durch unnötige Wege und überflüssige
Bewegungen auf ein Minimum reduziert, wäh-
rend in der Küche oft völliges Durcheinander

herrscht und mit wertvoller Arbeitskraft die
größte Verschwendung getrieben wird.
In einem so regellosen Betrieb kann natur-
gemäß auch die elektrische Apparatur nicht ge-
nügen ausgenutzt werden. Und um dies zu
erreichen, muß die Hausfrau ein wenig bei den
sonst wegen ihrer Unvollständigkeit verach-
teten Männern in die Lehre gehen und in ihrer
Küche einen geordneten Werkstattbetrieb ein-
führen. Das ist nicht so schwer, wie sie denkt;
denn der ganze Maschinenbetrieb der Küche
läßt sich ja recht gut auf einem Tisch konzen-
trieren. In langer Reihe können da die ver-
schiedensten Apparate stehen; der elektrische
Fleischwolf, die Teigrührmaschine, der Schnei-
schneider, die Messerschneidmaschine, und was es
sonst noch alles gibt; und all diese praktischen
Zeit- und Arbeitsparat können in höchst ein-
facher Weise durch einen einzigen Elektromo-
tor angetrieben werden, entweder mittels
biegsamer Welle, oder — warum nicht? — mit
seiner Transmissionsriemen. In letzterem Falle
kann sogar die Waage oder die Bräunungsmas-
chine nebenbei aufgestellt und von dem Zentralmo-
tor betrieben werden.
Wie der Mechaniker an der Drehbank, so
kann dann die Hausfrau vor ihrem Maschi-
nentisch stehen. Ein Fingerdruck — und der
Motor beginnt zu summen, schält Kartoffeln,
hackt das Fleisch, rührt den Teig und ver-
setzt die Arbeit von drei Dienstboten. Will die
Hausfrau die Organisation ihrer Küche rest-
los durchführen, so kann sie eine Art laufen-
des Bandes einrichten, das von der Speise-
kammer in einem Zuge über die Wasserleitung
zum Waschküchen, von da über den Herd
teufel zum Herd führt, um dann seinen Weg
über einen Vorrichtung ins Abwaschbecken
zu nehmen. Alle diese Tische fortzusetzen
nebeneinander gestellt, die für jede Ver-
richtung notwendigen Geräte in Schränken unter den
betreffenden Tischen geordnet, Kochgeschirr
über dem Herd, Teller, Schüssel, in
Besteck über dem Vorrichtung in Wand-
schränken — und dann kann der rationali-
sierte Küchenbetrieb beginnen.
Geld? — ja, das kostet wohl so eine radi-
kale Modernisierung der Küche. Aber die ein-
malige Ausgabe kommt doppelt und dreifach
in Form von Ersparnissen, Freizeit, gesunden
Nerven und erhaltener Gesundheit wieder her-
ein.
Anerkennung eines Frauen-
berufsvereins
Dicht gedrängt in dem schönen, großen Mar-
morale des Zoologischen Gartens in Berlin
sahen am 8. September in feierlicher Kleidung
an 2000 Mädchen und Frauen, um an der Ju-
belfeier des vierzigjährigen Bestehens des Ver-
bandes der weiblichen Handels- und Büroan-
gestellten teilzunehmen. Vertreter, die auf-
richtig gemeinte, die Erfolge und die Tätigkeit des
VBB anerkennende Begrüßungsansprachen
hielten, hatten entfaltete Stadtvorordneten-
verammlung der Stadt Berlin, die Reichsan-
stalt für Arbeitsvermittlung, die Reichsver-
sicherungsanstalt für Angestellte, das Reichs-
vertragsamt, der Deutsche Industrie- und
Handelstag, die Berliner Handelskammer,
der Reichsverband der Deutschen Industrie,
die Hauptgemeinschaft des Deutschen Einzelhan-
dels, der Deutsche evangelische Kirchenaus-
schuß — die fürstbischöfliche Delegation hatte
einen schriftlichen Glückwunsch geschickt —
sämtliche zentralen Frauenverbände aller Rich-
tungen, sehr viele Berufsverbände, vor allen
Dingen der Gesamtverband der christlichen Ge-
werkschaften, selbstverständlich auch der Deut-
sche Gewerkschaftsbund. In ihrer Festrede, die
den Titel trug: „Durch Selbsthilfe zum sozia-
len Aufstieg“, schilderte die Vorsitzende Katha-
rina Müller, wie sie heute und seit Jahren
schon größte Organisation berufstätiger Frauen
sich aus ganz kleinen Anfängen unter man-
nigfachen Schwierigkeiten entwickelte, wie ein
unaufhörlicher Kampf zu bestehen war gegen
gesellschaftliche Mißachtung, gegen mangelhafte
Ausbildung, gegen mangelhafte Ausnutzung der
Arbeitskraft, gegen ungerechte Bewertung der
Leistungen, gegen gefühlige Herabsetzung, wie
im Laufe der Jahre durch das Eintreten
des Verbandes die Verhältnisse sich allmählich
besserten. Mit Stolz vermachte auch der Vor-
trag die materiellen Leistungen des VBB zu be-
tönen, die große Zahl der Rechtsfälle, der Un-
terstützungen aller oder in Not geratenen Mit-
glieder, für die insbesondere die Agnes-Herr-
mann-Stiftung mit einem Fonds von jetzt
88 000 RM in Zukunft wirken soll, der

träge für die geregelte Stellenlosen-Unterstüt-
zung, die Wirklichkeit der Berufsbrüderkassen,
der Rentenversicherung, der Erholungsheime,
von der Vorträge, die von der zu
Beginn des Festaktes zu Wort gekommenen
Vorstandsmitgliedern, der früheren langjährigen
Vorstand, wurde hervorgehoben, daß der Verband
ohne die Mitarbeit von Männern abzulehnen,
ein Frauenverein sei und seine Eigenart zu
führen. Das ist nicht so schwer, wie sie denkt;
denn der ganze Maschinenbetrieb der Küche
läßt sich ja recht gut auf einem Tisch konzen-
trieren. In langer Reihe können da die ver-
schiedensten Apparate stehen; der elektrische
Fleischwolf, die Teigrührmaschine, der Schnei-
schneider, die Messerschneidmaschine, und was es
sonst noch alles gibt; und all diese praktischen
Zeit- und Arbeitsparat können in höchst ein-
facher Weise durch einen einzigen Elektromo-
tor angetrieben werden, entweder mittels
biegsamer Welle, oder — warum nicht? — mit
seiner Transmissionsriemen. In letzterem Falle
kann sogar die Waage oder die Bräunungsmas-
chine nebenbei aufgestellt und von dem Zentralmo-
tor betrieben werden.
Wie der Mechaniker an der Drehbank, so
kann dann die Hausfrau vor ihrem Maschi-
nentisch stehen. Ein Fingerdruck — und der
Motor beginnt zu summen, schält Kartoffeln,
hackt das Fleisch, rührt den Teig und ver-
setzt die Arbeit von drei Dienstboten. Will die
Hausfrau die Organisation ihrer Küche rest-
los durchführen, so kann sie eine Art laufen-
des Bandes einrichten, das von der Speise-
kammer in einem Zuge über die Wasserleitung
zum Waschküchen, von da über den Herd
teufel zum Herd führt, um dann seinen Weg
über einen Vorrichtung ins Abwaschbecken
zu nehmen. Alle diese Tische fortzusetzen
nebeneinander gestellt, die für jede Ver-
richtung notwendigen Geräte in Schränken unter den
betreffenden Tischen geordnet, Kochgeschirr
über dem Herd, Teller, Schüssel, in
Besteck über dem Vorrichtung in Wand-
schränken — und dann kann der rationali-
sierte Küchenbetrieb beginnen.
Geld? — ja, das kostet wohl so eine radi-
kale Modernisierung der Küche. Aber die ein-
malige Ausgabe kommt doppelt und dreifach
in Form von Ersparnissen, Freizeit, gesunden
Nerven und erhaltener Gesundheit wieder her-
ein.
Kosmetik ist Frauenberuf,
nicht nur weiblicher Luxus
Im Daheim (65. Jhg. Nr. 51) schreibt
Frau da Fonseca Canado u. a.: „Heute ist die
Gesichts- und Körperpflege durchaus nicht mehr
nur für die vermögenden Kreise der Frauen-
welt bestimmt. Im Gegenteil: die berufstätige
Frau muß für ein angenehmes, gepflegtes
Aussehen Sorge tragen, wenn sie nicht anderen,
vielleicht nicht einmal so begabten, das Feld
räumen will. Der Beruf der Kosmetikerin ist
ein ziemlich ausgedehnter geworden. Und so
viele junge Mädchen und Frauen, die gezwun-
gen sind, sich allein zu ernähren, suchen nach
einem Berufe, der noch nicht so sehr überlaufen
ist. Alle können ja nicht Kindergärtnerinnen,
Kinderspielerinnen, Turnlehrerinnen, Sekre-
tärinnen usw. sein.
Die Kosmetik ist ein Studium geworden.
Anatomie wird unterrichtet, Hautbeschaffenheit
und Hautpflege. Dann kommt die wissenschaft-
lich aufgebaute Gesichts-, Hals-, Arm- und
Beinmassagen. Von großer Bedeutung ist es,
daß entgegen der jahrelangen Lehrzeit in den
meisten Berufen dieser Beruf in wenigen Mo-
naten erlernt und eine Existenz gegründet
werden kann. Auch darin gibt es verschiedene
Möglichkeiten: 1. Die Kosmetikerin, welche mit
ihrem Köpfechen in der Hand in Privathäusern
geht, Damen, die zu diesem Zwecke ungern aus-
gehen, pflegt. Sie ist ihr freier Herr und kann
sich zwischen oder nach der Arbeit noch um ihren
Haushalt und Familie kümmern.
2. Die nicht unbemittelte Kosmetikerin,
welche sich selbst ein Institut aufmacht, oder in
einem Zimmer ihrer Wohnung ihren Beruf
ausübt.
3. Wenn die Mittel und Initiative zum
selbständigen Arbeiten fehlen, bleiben gut be-
zahlte Stellen bei Friseurinnen, welche die
Kosmetikerin mit Achtung behandeln, da heute
unbedingt großer Wert auf wissenschaftlich
ausgebildete Kräfte gelegt wird.“
Wie ich meine Laufbahn begann
Von Anna Pavlova, der berühmten Tänzerin
Niemand werde ich jenen wunderbaren Abend
vergessen, an dem mich meine Mutter mit ins
Theater Marinsky nahm, wo ich mein erstes
Stück sehen sollte. Denn es war der Ehrgeiz
eines Kindes, der — gewacht durch die Bewun-
derung für die „Schlummernde Schönheit“, —
die Hauptrolle in dem Stück spielte, — meine
Blicke in die Zukunft richteten: daß auch die
Welt einst vor meinen langen Füßen liegen
würde! Der Entschluß, den ich damals faßte,
mußte und hat mich über stürmische Meere des
Zweifels und über ermüdende Pein getragen
und aufrecht erhalten, wenn alle anderen
Lockungen ihren Reiz nicht mehr ausübten.
Der Besuch der Schauspieler im Theater Ma-
rinsky bildete für meine Mutter und mich (mein
Vater war, als ich zwei Jahre alt war, gestor-
ben) die Oase in der Wüste der Armut; denn
es war ein harter Kampf für meine Mutter,
unsere kleine Wohnung in Petersburg zu halten
und mich gleichzeitig zu erziehen und zu ernäh-
ren. Damals war ich ersten und nachdenk-
lichen Charakters. O, diese alljährlichen Be-
suche im Theater, die Abenteuer, die sie ver-
sprachen, der Anblick der Juwelen und präch-
tigen Kleider, — welche Träume von Liebe und
Glück weckten sie in mir! Denn bisher

gipfelten die Freudenfeste für mich stets im Ge-
henk eines Osters oder in dem erlauchten
Weihnachtsbaum, beides Dinge, die meine Mut-
ter selbst unter größten Entbehrungen für mich
bereitete.
Während des zweiten Aktes von Tchaik-
omsky „Schlummernde Schönheit“ sangen
eine Anzahl Baare einen Walzer. Meine Mut-
ter, die meine Spannung beobachtete, fragte
mich: „Nun, würdest du nicht gern mittanzan-
nollen?“ „Nein“, erwiderte ich empatisch,
„ich möchte lieber allein tanzen wie die herrliche
„Schlummernde Schönheit“. Eines Tages
wurde auch ich hier tanzen an dieser Stelle.
Meine Mutter lachte, nannte mich Märchen,
doch ich nährte diesen Entschluß in meinem
Gedanken.
Ich war acht Jahre alt und es dauerte meh-
rere Monate, ehe ich den Mut faßte, und um
die Erlaubnis bat, Tanzstunden nehmen zu dür-
fen. Doch die Entgegnung: „Wenn du älter
bist“, vernichtete meine Hoffnung. Immer wie-
der wurden meine Bitten mit Begründungen
„zu jung“ und „zu kostspielig“ abgelehnt, bis
ich eines Tages dem Direktor der Tanzakade-
mie vorgeschrieben wurde, der die Ausbildung
des russischen kaiserlichen Ballets leitete und
der mir riet, in zwei Jahren wiederzukommen.
Wie ich in jener Nacht gemeint habe, läßt sich
nicht beschreiben.
Einige Verwandte von uns wohnten an der
Kaiserliche von St. Petersburg und sie be-
suchte ich im Sommer gelegentlich. Fert lichte
ich ganz allmählich für den von mir erwählten Be-
ruf. Das freie Land war meine Ruhz, Mond
und Sonne waren die Beleuchtung und Blum-
men und Bögen bildeten meine Zuschauer.
Vielleicht lernte ich in meinem kindlichen Eifer
von ihrer Grazie und Schmieglamkeit, was
weiß ich? Sicherlich haben die Statistiken
Schwäne, die den Fuß hinunterglitten und so
ren Bewegung in ich meinen Tänzen nachzu-
ahmen, wie, es verstanden, denn ich habe mich
mit ihren Jungen stets gut vertragen.
An meinem zehnten Geburtstag wurde mir
die Ehre erteilt, in die Akademie aufzuneh-
men zu werden. Das Leben in der Akademie
war wie das einer Nonne im Kloster. An-
stelle der Berggärten trat strenge Disziplin.
Jede Bewegung wurde kontrolliert und be-
stimmte Lektionen des Geistes und der Ar-
beit ließen keinen Spielraum für irgendeine
andere Betätigung. Das ständige Wiederholen
mechanischer Bewegungen war zuerst herzbe-
zugend, aber wachsendes Vertrauen brachte neue
Arbeiten, die Mühe und Anstrengung vergessen
machten.
Lebhaft erinnere ich mich noch jener Tage,
an die Aufmerksamkeit der Tanzlehrerin, die
auf unsere Hände, Füße, Zähne und Haare ach-
tete, an unsere spartanischen Mahlzeiten, un-
seren vorgeschriebenen Spaziergänge, das un-
ermüdliche Leben in dem großen leeren Saal,
in dem nur die Bilder russischer Herrscher hin-
gen. Dann, als wir schon Fortschritte gemacht
hatten, wurden wir im geschlossenen Wagen
ins Theater Miki gebracht und mußten dort
das kaiserliche Ballet beobachten.
Eines Tages kam Zar Alexander 3. mit der
Kaiserin Marie zu uns. Er war ungemein
freundlich und nahm eine kleine Freundin von
mir, Stanislaw Belinskaja, in die Arme.
Plötzlich brach ich in Tränen aus, und als man
mich nach dem Grunde fragte, erklärte ich, ich
mollte ebenso geehrt werden. Um mich zu trö-
sten, setzte mich der Großfürst Wladimir auf
Knie; aber das war nur ein Erleichterung, und ich
setzte meine tragischen Klagen fort. Der Groß-
fürst lachte laut und der Direktor der Akade-
mie war entsetzt. Der königliche Besuch nahm
Tee mit uns ein, nachdem wir getanzt hatten,
und die Freundlichkeit der hohen Besucher ver-
trieb unsere Schen in wenigen Minuten.
Sechs Jahre später erwarb ich den Titel der
„Première Danseuse“, der von der Regierung
offiziell anerkannt war. Es folgte weiter
schwere Arbeit und dann gelang es mir, eine
der vier russischen „Ballerinas“ zu werden. Im
Jahre 1907 begann ich eine Welttournee, und
mein einziger Traum nach Ruhm und Erfolg
wurde mehr und mehr Wirklichkeit.
Oft erhalte ich Briefe, in denen ich um Rat
gefragt werde, wie man als Tänzerin begin-
nen solle. Ich kann dazu folgendes sagen:
Wer von Natur ein guter Tänzer ist, leichtfü-
ßig, mit graziösen Bewegungen, hat Aussich-
ten. Aber es ist unbedingt erforderlich, daß
man mit ganzer Seele dabei ist. Nichts, abso-
lut nichts darf sonst an erste Stelle treten.
Man muß nur für seine Kunst leben, oder es
wird ein Fehlschlag. Nur wenige Mädchen
mollen ihr Leben vollkommen der Kunst we-
ihen. Außerdem ist unermüdliche Übung not-
wendig, und zwar unter Aufsicht einer